

# Zwei Tage im Unheiligen Land

Kurz nachdem zwei weitere jüdische Einwohner von Arabern getötet worden waren, landete ich in Jerusalem. Ich war auf dem Weg zu einer Hochzeit und erlebte eine Stadt im Ausnahmezustand.

Von Sacha Wigdorovits

Das Positive vorweg, auch wenn es einen tragischen Grund hat: Ich bin noch nie so schnell vom Ben Gurion Airport in die Stadtmitte von Jerusalem gefahren wie am frühen Dienstagabend letzter Woche. Nachdem kurz zuvor zwei weitere tödliche Attacken von Arabern auf jüdische Einwohner stattgefunden hatten, ist vom üblichen Feierabendstau nicht viel zu sehen.

Mit dem Auto fahre ich zum Hotel «Mamilla» unweit des Jaffators, am Rande der Altstadt. Verlassene Strassen. Auch die Fussgängerzone, durch die ich wenig später zum Restaurant spaziere, ist menschenleer. Bisher hatte mich die einmalige Aura Jerusalems immer in ihren Bann geschlagen. Doch an diesem Abend wirkt die Stadt in ihrer unnatürlichen Ruhe auf mich gespenstisch.

Am folgenden Morgen dann fahre ich, ungewohnt angespannt, durch ein arabisches Viertel hinauf auf den Mount Scopus, zum Hadassah-Universitätsspital. Hier scheine ich in eine andere Welt einzutreten: Orthodoxe Jüdinnen und junge arabische Männer eilen friedlich Seite an Seite durch die Eingangshalle, palästinensische und jüdische Ärzte und Pflegerinnen versorgen gemeinsam jüdische und palästinensische Patienten. Siebzig Prozent der im Mount-Scopus-Spital behandelten Kinder sind Araber. Wer dies sieht, versteht, dass das Hadassah Medical Center 2005 für den Friedensnobelpreis nominiert wurde.

Doch der Schein trügt. Spitaldirektorin Osnat Levtzion-Korach führt uns in den Kontrollraum des Sicherheitsdienstes und zeigt uns die Bilder, welche die Überwachungskameras in den letzten Tagen aufgezeichnet haben. Christian Bindella, der aus Tel Aviv angereist ist, und ich starren auf den Bildschirm vor uns. Die Videos darauf zeigen vermummte Jugendliche aus dem benachbarten arabischen Dorf Isswiya, die Molotowcocktails über den Sicherheitszaun in Richtung des Spitals schleudern. Jenes Spital, in dem ihre Brüder, Schwestern und Eltern – oder auch sie selbst – gepflegt werden und ihre Nachbarn arbeiten. Irrsinn!

Ein Stockwerk höher treffen wir im Gang auf Shai Ben Ezra. Aus den Augen des Mittvierzigers, der in einem verwaschenen T-Shirt und verbeulten Jeans vor uns steht, spricht Fassungslosigkeit. Ich könnte auch verstehen, wenn es Hass wäre. Denn im Zimmer hinter ihm liegt schwerverletzt sein zwölfjähriger Sohn Naor.

Zwei Tage zuvor war Naor praktisch tot ins Spital eingeliefert worden. Ein junger Palästi-

nenser hatte ihn auf offener Strasse von hinten mit dem Messer attackiert. Naor war mit dem Velo unterwegs zu einem Freund gewesen, um mit ihm zu spielen. Der jugendliche Angreifer wurde später gestellt und verletzt und liegt jetzt im anderen Hadassah-Spital, in En Kerem. So wie vor ihm schon viele andere arabische Attentäter, die in Hadassah ebenso gepflegt werden wie ihre Opfer. Manchmal im Bett neben ihnen liegend.

«Erstaunt dich dies?»

«Danke, dass ihr gekommen seid, das ist schön von euch», sagt Shai. Ich weiss nicht, was ich erwidern soll, und wünsche ihm für seinen Sohn alles Gute. Und ich frage mich, wie er sich fühlen wird, wenn er das erste Mal wieder zur Arbeit geht. Shai installiert für eine Telekommunikationsgesellschaft Anschlüsse. Derzeit arbeitet er im arabischen Viertel von Jerusalem. Seine Arbeitskollegen sind grossenteils Palästinenser.

Zehn Stunden später. Ich komme in Caesarea an. Hier, in einer neuen Event-Halle, feiert meine Nichte Nirit Hochzeit. Deswegen bin ich eigentlich nach Israel gekommen. Ein junger Rabbi, der trotz seiner konservativen Erscheinung jederzeit mit einer Heavy-Metal-Band auftreten könnte, bringt die offizielle Zeremonie unter dem traditionellen Baldachin in weniger als einer halben Stunde über die Bühne. Locker, laut,

humorvoll. Dann geht es zum Essen – und zum Feiern. Es wird viel getanzt und gelacht. Für wenige Stunden rückt das, was sich rund um uns herum abspielt, in den Hintergrund. Wir sind dankbar dafür. Doch zwischendurch frage ich mich: «Was machst du, wenn jetzt drei Verrückte, mit Messern, Äxten oder Pistolen bewaffnet, hereinstürmen?» Ich scheine der Einzige zu sein, der sich solche Fragen stellt.

Tags darauf treffe ich mich um zwölf Uhr mit Christian in seiner «Bindella Osteria & Bar» in Tel Aviv zum Lunch, bevor wir gemeinsam zum Flughafen fahren. «Weisst du», sagt Christian, «ich habe den *Tages-Anzeiger* online gelesen, und eigentlich findet sich über die jetzige Anschlagsserie relativ wenig darin.» «Erstaunt dich dies?», frage ich zurück. «Bei diesen Attacken sind die Angreifer Palästinenser, und die Opfer sind Juden. Klar, dass der *Tages-Anzeiger* lieber nicht davon berichtet. Warte, bis wieder ein jüdischer Siedler einen Palästinenser attackiert, dann kannst du im *Tagi* seitenweise darüber lesen.»

Sieben Stunden später. Ich bin in Kloten gelandet und habe meinen Audi auf dem Taxistreifen kurz angehalten, um Christian zu steigen zu lassen. Mein Auto steht noch nicht still, schon schnauzen mich zwei Taxifahrer an, ich solle gefälligst weiterfahren. Willkommen zurück in der glücklichen Schweiz. ○



Fassungslosigkeit: Ein israelischer Soldat wird ins Hadassah-Spital eingeliefert, Jerusalem, 17. Oktober.